

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 30 (1962)
Heft: 6

Artikel: Die schädliche Diskrepanz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-568436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schädliche Diskrepanz

(Ein Satz: Einsatz: Einsätze)

überall: immer und überall: je und je: morgens, mittags und abends sogar im Büro: ein dies dies ist ein: wasfür ein: wie am wenn auf oder in das heisst als was andersartiger als: und das was wenn nichts als dies und so fort: Fixierung fixiert: in der Lage ich man leit in genau ins man: channisch chanisiert pfern: meta fern: Domizil mizivil zivil: ein Zel mir griffig mir greifend mir Kiel

1.

Sie irren sich, lieber Leser: da hat weder die Setzmaschine gestreikt noch ging der Korrekturabzug, ohne durchgelesen worden zu sein, in die Druckmaschine: Sie finden diese «Einsätze» in dem «Führer durch die Labyrinth moderner Poesie» in dem Taschenbuch «Mein Gedicht ist mein Messer» des Paul List Verlages, München. Selbstverständlich gibt der Autor dieser Lyrik *Helmut Heissenbüttel* vorerst vier Seiten Einführung dazu, um den Leser, der bislang unter Lyrik immer noch eine Aussage verstand, zu diesem neuen «Klang» hinzuführen und ihn mit dieser neuen Syntax vertraut zu machen. Hoffentlich gelingt es Ihnen, hinter dieses Geheimnis zu kommen, so dass es Ihnen offenbar wird und als ständiger Begleiter in stillen Stunden Sie der Gewissheit teilwerden lässt, dass auch ein anderer irdischer Gefährte sich mit den gleichen Fragen herumschlägt und dasselbe erlitten hat wie Sie. Aber — wie konnte ich nur! — das ist auch gar nicht die Absicht dieses Lyrikers. «Es geschieht als Versuch, ein erstes Mal einzudringen und Fuss zu fassen in einer Welt, die sich noch der Sprache zu entziehen scheint...» Ich bitte also um Verzeihung wegen meines konventionellen Standpunktes! —

Sie fragen aber sicher weiter, mit Recht: was soll das in unserer Zeitschrift? Was haben wir damit zu tun? Dieses Wort-Klang-Gebilde berührt sich mit unserer Frage doch gar nicht.

Vielleicht sage ich damit zuviel. Vielleicht ist dafür ein jüngeres Ohr notwendig, um sich für eine solche Form und Aussage zu öffnen. Mir bleibt eine solche Un-Form ein Buch mit sieben Siegeln, aber das will noch nicht besagen, dass sie jungen Menschen, die jetzt eben mit Weltraumflügen und Atomspaltungen aufwachsen, nicht Geist und Seele zu neuen Ufern öffnet. Und ich will einer solchen Stimme gerne Raum geben und mich eines Besseren belehren lassen. Vorerst sehe ich darin nur eine gefährliche Kluft zwischen Kunst und Leben.

Vor allem für den jungen Menschen.

Man kann heute kaum mehr eine Zeitschrift oder sogar eine Tageszeitung aufschlagen, ohne nicht auf die Problematik des Heranwachsenden gestossen zu werden. Rundfunk und Fernsehen bemühen sich um sein Sexual- und Seelenleben und um die Formung seines Geistes. Taschenbücher in Riesenauflagen versuchen die Macht des Wortes an jeden Einzelnen heranzutragen, «um die so schädliche Diskrepanz zwischen den neuen und neuesten Gedichten und manchen zeitgenössischen Lesern — schädlich für beide, für die Leser und für die Lyriker — zu verringern, ja, vielleicht sogar zu beseitigen...» Ob die erkannte «schädliche Diskrepanz» mit diesen «Einsätzen» und ähnlichen dichterischen Versuchen aufgehoben wird? Mir scheint, dass sie sich noch vertieft. —

Es ist klar, dass man unter der heute tagtäglich drohenden Atombombe nicht mehr dichten kann: «Lieblich war die Maiennacht, Silberwölklein flogen...» Auch aus der heutigen Musik sind Menuett und Walzerseligkeit verschwunden. Ob wir aber mit Wort- und Klang-Fetzen, mit Satz-Trümmern den Menschen packen, erheitern oder er-

greifen können, wage ich immer noch zu bezweifeln. Gewiss, vieles ist heute fragwürdig geworden, was noch vor kurzer Zeit gültig schien. Aber die menschliche Seele und das menschliche Herz sehnen sich immer noch nach Werten, die fassbar und erreichbar sind, mit denen man noch etwas anfangen kann, mit denen noch im wahrsten Sinne des Wortes «ein Anfang gemacht werden kann»! Es gab Verse — es gibt sie immer noch! —, die wir einmal geliebt und deshalb gelernt haben, um ihres Klanges und um ihrer Aussage willen, und die wir immer noch als bleibendes Gut in unserem Denken mittragen, die aufleuchten in quälenden und in schönen Stunden, die unverlierbarer Besitz bleiben, weil sie als ein einmal Erlebtes und Erlittenes zum Leitbild des menschlichen Weges geworden sind. Sie haben uns gelehrt, nie einsam zu sein, sondern auch in den dunkelsten Stunden eines guten Gefährten gewiss zu bleiben. Es gibt solche Verse, die mehr als zweitausend Jahre alt sind wie z. B. diejenigen eines Theognis von Megara, eines Straton, und es gibt die eines Stefan George, eines Georg Heym und eines Georg Trakl, zu denen man immer wieder einmal greift, um ihrer Melodie gewordenen Aussage teilhaftig zu werden. Was soll ich aber mit «ein Zel mir griffig mir greifend mir Kiel»?! Ich fürchte, solche Wortgebilde werden nicht nur mir ein Labyrinth der Poesie bleiben.

Man jammert immer darüber, dass der Künstler und Dichter heute so allein stehe, dass das «Volk» kein Interesse mehr dafür zeige, dass es immer noch am Gegenständlichen hange. Nun, Trakls Verszeilen über «Elis», die wir bereits vor 19 Jahren einmal druckten, durchbrachen die strenge Form schon vor 50 Jahren, aber die Bilder, die sie fixieren, sind immer noch fassbar, hörbar, lesbar, geben immer noch ein Inneres frei, berühren uns noch als Erlebnis, als Trauer. Sie besitzen noch jene Substanz, von der Karl Krolow, einer der immer noch «fassbaren» Lyriker, in seinem Vorwort zu seinen Versen in diesem Band betont, dass ein Gedicht sich nicht verschliessen dürfe. «*Es muss in der Lage sein, unaufhörlich an die Aussenwelt abzugeben und von ihr aufzunehmen. Es muss in einem unablässigen Austausch mit ihr stehen und alle Gefahren auf sich nehmen, die dadurch auf der Hand liegen.*» — Ich glaube, damit ist das Urteil über diese «Einsätze» bereits gesprochen. —

Weshalb ich so ausführlich davon spreche? Weil ich in der Juni-Nummer unserer Zeitschrift jedes Jahr der modernen, nach neuen Wegen suchenden dichterischen Aussage einen Platz einräumen möchte. Ich könnte mir denken, dass auch die homoerotische Begegnung in einer neuen sprachlichen Ausdrucksweise eine gültige Form findet. Dass jedoch in der Art der «Einsätze» irgend etwas den Menschen Berührendes, dass damit überhaupt irgend etwas Deutbares, Fühlbares fixiert werden kann, bleibt mir ein Rätsel, ebenso wie damit «ein unablässiger Austausch mit der Aussenwelt entstehen und wie sie in der Lage sein soll, irgend etwas davon aufzunehmen.»

II.

Die schädliche Diskrepanz, das für den andern nicht mehr Fassbare, macht sich aber nicht nur auf dem Gebiet der Kunst bemerkbar. Man kann bei diesen «Einsätzen» das Spiel mit Worten auch noch weitertreiben: es sind «Sätze von einem», «Sätze an einen», «Sätze eines», für den die Antwort des andern, der «unablässige Austausch mit der Aussenwelt», gewichtslos geworden ist, der nur noch eine artistische Selbstspiegelung will, ob der andere nun noch begreift oder sich wegwendet. Mir scheint: hier ist diese gewollte Einsamkeit vollständig geworden; sie ist nicht mehr zu überbieten. Sie ist das gültige, sichtbare Zeichen für das bestehende Unsichtbare: für die Beziehungslosigkeit zum andern. Und weil diese innere Haltung das Persönlichste ist, mit der ein Mensch sich ausdrückt, so wird sie eben auch das ganze Sein des Betreffenden

ausdrücken, auch in seinem Eros, der dann eben kein Eros mehr bleibt, sondern sich nur noch in einer kalten Sexualität manifestieren kann.

Mir scheint aber auch, dass sich darin die Beziehungslosigkeit eines beträchtlichen Teiles des heutigen Menschen ausdrückt. Sie spiegelt nicht nur die Gesichtslosigkeit der Allgemeinheit. Die schädliche Diskrepanz zwischen Denken und Leben vergiftet auch die erotische Verhaltensweise zwischen Mann und Mann. Sie resultiert nicht mehr aus einem beglückten und beglückendem Strom des Gefühls und einer das ganze Wesen erfüllenden Hingabe des einen an den andern, sondern allzu oft nur aus einer nüchternen Erledigung der Sexualfunktion. Man sagt, das sei weit ehrlicher und gesünder als vernebelte Gefühlsduselei. Aber beruht diese Ehrlichkeit nicht weit mehr auf einem Unvermögen, auf die innere Stimme zu hören, die man nicht wahr haben will? Falsche Sentimentalität ist sicher eine seelische Schwäche, vor der wir uns hüten müssen. Aber es gibt ja auch ein gutes Sentiment, ein Gefühl, das die betonenden und erklärenden Adjektive nicht braucht, wohl aber die Klarheit der Begriffe, die beispielsweise in den besten Gedichten der Weltliteratur eine Gültigkeit erreicht hat, die keine Kritik mehr auslöschen kann.

Die Unfähigkeit, sich auszudrücken, ist zum Beispiel auch eine Tatsache in unseren Reihen, besonders innerhalb der Schweiz. Man verzeihe mir dieses Eingeständnis. Aber es ist eine schmerzliche Erscheinung, dass die Versuche, zu dichten, was nach Strindberg 'sich selber richten' in sich schliesst, zum grössten Teil aus dem Ausland zu uns kommen und Bemühungen von Schweizern nur einen verschwindend kleinen Teil ausmachen. Es mag sein, dass eine angeborene Scheu, sein Innerstes mitzuteilen, manchen von uns einfach davon abhält. Aber Hand aufs Herz: ist das nicht bloss Kontaktunfähigkeit? Steckt da nicht auch ein gewisses Stück Kontaktfaulheit dahinter? Man versucht keinen geistigen und seelischen Rechenschaftsbericht zu gestalten, man behauptet zwar, dass man lebe, aber man existiert nur... «und das was wenn nichts als dies und so fort: Fixierung fixiert! —» Als die Tanzmöglichkeit innerhalb des Klubs in Zürich aufhörte, haben in Zürich 200 Abonnenten der Zeitschrift die Unterstützung versagt. Man kann vielleicht von «höchster» Warte aus sagen, dass die Zeitschrift ja keine besondere oder gar «höchste» literarische und künstlerische Bedeutung habe, aber man hätte sich immerhin der Tatsache bewusst bleiben können, dass sie eine gerechte Sache vertritt und mit den ihr und der Redaktion gegebenen Mitteln verficht. Auch das bleibt — eine schädliche Diskrepanz zwischen den «zeitgenössischen Lesern» und denen, die in schwerer Zeit unentwegt durchhalten. —

Die Absage an die seelischen und geistigen Werte ist eine Entwicklung, die alle Gutgesinnten und der Zukunft Verpflichteten gemeinsam aufhalten können. Die artistische Vernebelung sollte von denen, die diese Werte weiterhin schaffen wollen, nicht so weit getrieben werden, dass sie dem Bereitwilligen verschlossen bleiben, sonst schaffen sie nicht nur eine schädliche, sondern auch eine gefährliche Diskrepanz zwischen Gestaltenden und Aufnehmenden, die eine Kluft aufreisst, die eines Tages kaum mehr überbrückt werden kann.

Rolf.